

Das Kind und die Arbeit.

Frühzeitig das Kind mit der menschlichen Arbeit vertraut zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben des Erziehers. Das Kind selbst weist uns den Weg. Beobachten wir das Kind genau, so werden wir sehen, daß all sein scheinbares Spiel nichts ist als eine Nachahmung der Tätigkeit des Erwachsenen. Wem solche Beobachtung geläufig ist, der wird darum auch — im großen und ganzen genommen — in den Handlungen der Kleinen einen Spiegel der Tätigkeit der Erwachsenen in der Umwelt des Kindes sehen. Aus der Art, wie ein Kind mit seiner Puppe spielt, kann der Kundige ableiten, wie die Mutter ist. Ist das Kind mit seiner Puppe recht zärtlich und besorgt, dann ist es sicher, daß auch die Mutter zu dem Kinde so steht — schlägt aber die Dreijährige ihre Puppe, beschimpft sie sie, läßt sie sie im Schmutz liegen oder aber hat sie gar Zornesausbrüche im Umgang mit ihrer Puppe, schleudert sie etwa die Unschuldige in eine Ecke, dann kann die beobachtende Mutter schon mit Recht vor solchem Spiegelbild aufschrecken. Das Ankleiden der Puppe, das Bettmachen, das Trockenlegen der Kleinen, das Umhertragen und Einschläfern, das Einlullen im Puppenwagen, das Kochen für die Puppe und Abfüttern, das Ordnungmachen im Puppenzimmer, das alles ist Nachahmung der Tätigkeit des Erwachsenen, wie das Schulspielen, Kaufmannspielen, Eisenbahn- und Feuerwehrspielen. Das Pferderspielen in höheren und das Räuber- und Wächterspiel in den höchsten Kinderjahrgängen, was sind sie als eine Nachahmung der Tätigkeit der Alten? Dieser Nachahmungstrieb, der ein natürlicher Helfer in der Erziehung ist, wird von dem richtigen Erzieher auch richtig genützt werden. Vor allem wird er ihm helfen, die Begabungen

des Kindes zu erkennen, denn nie wird ein Kind Tätigkeiten freiwillig nachahmen, die ihm nicht zusagen, mit Leidenschaft aber wird es jenen Tätigkeiten obliegen, die ihm besondere Freude bereiten oder die seine Einbildungskraft besonders beschäftigen. Aber nicht von diesem Drängen des Kindes zur Betätigung soll hier die Rede sein, sondern davon, wie das Kind bewußt zur häuslichen und zur Erwerbsarbeit herangezogen wird. Damit gelangen wir zu einem der grausamsten Abschnitte der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Der Kapitalismus braucht nicht nur die Kräfte der Väter, Mütter und der herangewachsenen Kinder, er greift — sieht er darin Gewinnmöglichkeiten — auch bedenkenlos nach dem Kinde. Nicht eine Industrie ist frei von Kinderarbeit, nicht das Berg- und Hüttenwesen, nicht die Metallwaren- oder Holzindustrie, nicht die Glas-, Porzellan- oder Textilindustrie, die Papiererzeugung so wenig wie die Zeitungindustrie und überall begegnen wir dem Kinde als Profitbringer für den Kapitalismus, nicht mehr so allgemein wie in den Zeiten der englischen Manufaktur, aber noch immer sind es Millionen Kinder, die in irgendeiner Weise dem Kapitalismus zu dienen haben. Kinder arbeiten aber auch im Bergbau, in Handel und Verkehr, vor allem aber in der Landwirtschaft und im Haushalt. In Schwarzbach im Böhmerwald habe ich selbst vor einem Vierteljahrhundert noch im Graphitbergwerk des Fürsten Schwarzenberg Bergarbeiterkinder arbeitend angetroffen und der Verwalter, der mich herumsührte, pries die Wohltat, die dadurch den Kindern erwiesen würde, daß man ihnen „über die Ferien“ den Lohn als Graphitfortierer zuschanze. Zum Graphitfortieren gehört ein unverbrauchtes Lastgefühl der Finger. Wenigstens damals war noch keine Methode erdonnen, den Härtegrad des Graphits, wie er aus dem Bergwerk kommt, anders festzustellen, oder Schwarzenberg wendete solche Methoden noch nicht an. Da saßen denn die Kinder in einem Saale an Tischen. Vor sich hatten sie Graphitklumpen liegen und von diesen nahmen sie immer wieder kleine Klümpchen der schwarzglänzenden

weichen Masse zwischen ihre Finger und legten sie dann auf eines der Häufchen, die sie vor sich liegen hatten. Ununterbrochen mußten sie aufmerksam sein, um das richtige Urteil über den Härtegrad zu fällen und das Klümpchen, das sie jeweils in Händen hatten auf den richtigen Platz zu legen und draußen lockte die Sonne. Dafür, daß sie dem Fürsten Schwarzenberg acht Stunden lang täglich diese Arbeit leisteten, die nötig war, um den aus der Grube geholten Graphit zu verwerten, zahlte ihnen der Fürst täglich 30 Kreuzer ö. W. oder zwei Kilogramm Mehl nach dem damaligen Preis. Graphitglänzend wie die Tischplatte und wie das Antlitz ihrer Väter, wenn sie abends aus der Grube kamen, ebenso glänzend schwarze Hände hatten auch die Kleinen und keines Jungen Antlitz war frei von Graphitflecken. Mancher, der sich öfter ins Gesicht fuhr, hatte es schon ganz schwarz. Im selben Böhmerwald sind Kinder bei der Drahtstiftenindustrie, in der Holzschneidindustrie und natürlich in der Landwirtschaft tätig. Im Erzgebirge in der Musikinstrumentenmacherei, beim Spizenklöppeln und in der Spielzeugmacherei, im Isergebirge und in dem angrenzenden tschechischen Semiler Kreis, in der Gablonzer Glasindustrie, im Adlergebirge in der Schachtelmacherei, im Gläser Gebirge in der Zwirnknopfindustrie, im benachbarten tschechischen Land in der Schilfflechtereie, so auch in Sachsen und Thüringen und überall sonst, wo es in Deutschland oder im Gebiete des alten Oesterreich-Ungarn Heimindustrien gibt oder Landwirtschaft — überall auch Kinderarbeit. Als der typischste Vertreter der Kinderarbeit gegen Lohn ist vielleicht das dreijährige Weberkind im mährisch-schlesischen Grenzgebiet anzusehen, das schon zum Spulrad gesetzt wird, anstatt unbekümmertem Kinderspiel zu fröhnen. Während in Deutschland und im ganzen Gebiet des alten Oesterreich die Kinder von Gesetzes wegen wenigstens bis zum 14. Lebensjahr zu industrieller Arbeit in Betrieben nicht verwendet werden durften, sind Ungarns, Rumäniens und Italiens, aber seltsamerweise auch Hollands Zwölfjährige heute noch immer als Lehrbuben und

jugendliche (sprachlich richtiger junge) Arbeiter zugelassen. Sozialpolitiker Italiens, wie etwa die in der Stiftung „Umanitaria“ wirkenden Männer und Frauen, streben auf einen besonderen Schutz der jungen Arbeiter und Arbeiterinnen hin. Mit Wohltätigkeitseinrichtungen ist aber dieser Massenerscheinung nicht beizukommen. Für Italiens wie für Ungarns Zukunft wäre eines der wichtigsten Gesetze eines, das auf die Ausdehnung der Schulpflicht hinzielt. Die skandinavischen Länder halten heute schon bei der Schulpflicht bis zum 16. Lebensjahr, die im Programm der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie noch als Forderung aussieht. Sie zu erfüllen ist darum so wichtig, weil das öffentliche Gewissen und Bewußtsein immer geneigt ist, jemanden darum als erwachsen anzusehen, weil ihn das Gesetz schon als arbeitsmündig erklärt. Zur Nachtarbeit dürfen auch in Oesterreich junge Arbeiter, unter 16 Jahren nicht verwendet werden, aber sieht man Jungen und Mädchen zwischen 14 und 16 Jahren bei Tag in Arbeit stehen, so sehen die wenigsten in ihnen Kinder, die sie auch dann sind, wenn sie schon den ruhigen Kittel der Werkarbeit anhaben. Genau so geht es in Ungarn und Italien mit den Zwölf- bis Vierzehnjährigen, obgleich diese ja noch viel mehr Kinder sind als unsere um zwei Jahre älteren. Wie aufreizend dieser Zustand ist, ist für jeden leicht erkennbar, wenn er das Los der gleichaltrigen Kinder der Bourgeoisie mit dem Los der Arbeiterkinder dieser Länder vergleicht. In einer Zeit, da ein Bürgerjunge in die zweite Mittelschulklasse geht, muß der Proletarietjunge schon sein Brot selbst erwerben und dazu alles auf sich nehmen, was damit zusammenhängt: die Gefahr der Arbeit und die Gefahr des selbständigen Geldverdienens. Diese ist nicht zu unterschätzen. Gerade in den Tagen, da die ersten Kapitel dieser Schrift entstanden, traf ich auf einem Straßenbahnwagen in Mailand einen kurzhaarigen Jungen, der ganz das Gehaben und Äußere eines jungen Arbeiters zur Schau trug. Kaum auf den Wagen aufgesprungen, steckte er sich eine Zigarette an. Dabei sah dem blassen Jungen die Tuberkulose

aus den Augen. Da der Schaffner kam, nahm er aus einem Lohnkuvert eine Lire und zahlte damit. Auf meine Frage, wo er arbeite, nannte er den Namen einer Metallwarenfabrik und als ich ihn um seinen Lohn fragte, zeigte er mir das Kuvert: 93 Lire. Damals kostete in Mailand das Kilogramm weißen Mehles im Schleichhandel 4 bis 5 Lire. Der Junge hatte also etwa drei Kilogramm Mehl im Tag verdient und dieses Geld nicht ausschließlich zu seiner Ernährung, Kleidung und Wohnung verwendet, was ihm sicherlich sehr wohl getan hätte, sondern er hatte, da ihm die Arbeit gegen Geldlohn auch sonst höhere Selbständigkeit gab, einen Teil dieses Geldes auch auf andere Dinge verwendet, auf die „circenses“, die Spiele, wie sie dem Verstande seines Alters zugänglich sind, worin allein die Gefahr des zu frühen Geldverdienens zu sehen ist. Das Rauchen, der Alkohol, das Kino und die oft allzustrühe Möglichkeit, den erwachenden Geschlechtstrieben frönen zu können, das sind Gefahren, von denen diese Industriearbeitskinder stärker bedroht sind als andere Kinder gleichen Alters. Da hilft auch nicht elterlicher Rat noch Strenge. Gar oft erweist sich die Tatsache, daß so ein Kind schon Geld verdient, stärker als alles andere und sie erinnert uns immer wieder daran, daß sich solche Kinder nicht als Kinder werten lassen. Wie sehr es Kinder sind, das lehrte uns in Wien die Nachkriegszeit, in der viele hunderte, vielleicht tausende Vierzehn- bis Fünfzehnjährige keine Lehre oder keine Arbeit finden konnten, weil sie zu schwach waren. Da alle diese Kinder in der entscheidenden Zeit des zweiten und dritten Wachstumsschubes sechs Hungerjahre durchzumachen hatten, ist das begreiflich; diese Jungen und Mädchen hatten Größe und Aussehen und Gewicht von normalen Zwölfjährigen. Dieser ihr zurückgebliebener Zustand genügte, um sie in Oesterreich von der Arbeit auszuschließen. Unter den zwölfjährigen Arbeitern Ungarns und Italiens wären diese Kinder vielleicht weniger aufgefallen und man hätte sie vielleicht auch schon als „arbeitsreif“ eingeschätzt und sie damit auch allen Gefahren der Arbeit ausgesetzt.

Groß, unendlich groß ist die Schar der in den Städten und insbesondere in der Großstadt zur Arbeit mißbrauchten Kinder. Da gibt es Arbeit allerlei Art: Botengänge, Paket- und Lastenträgerien, Liefergänge für Heimarbeiter, Zeitungsausträger, alles dies meist im Dienste für die Eltern, die hier als Subunternehmer ebenso auftreten wie in der Heimarbeit. In der Kriegs- und Nachkriegszeit aber traten in allen Großstädten Kinder auch als selbständige Verkäufer ihrer Arbeitskraft auf, die sie für allerlei Gelegenheitsdienste bereit hielten, auch als Schleichhändler traten sie in Erscheinung. Insbesondere in der Umgebung der Bahnhöfe war und ist heute noch diese Gruppe von Kindern anzutreffen. Sie machen den hauptstädtischen Polizeiverwaltungen viel zu schaffen. Als der letzte österreichische Kaiser Karl zur Krönung nach Budapest fuhr, da meldeten die ungarischen Zeitungen einige Tage vorher, daß in der Nähe des Westbahnhofes Razzia abgehalten wurde und daß dabei einige hundert halbwüchsige Jungen aufgegriffen wurden, die sich dort als Gelegenheitsarbeiter, Händler und Diebe herumgetrieben hätten. Es hieß damals, daß sie alle in polizeilichen Gewahrsam gebracht wurden. Nach der Krönung hat man sie offenbar wieder freigelassen, denn man hatte sie ja nicht eingezogen, um sie und den ganzen Gesellschaftskörper vor einem sozialen Schaden zu bewahren, um ihnen helfend und sie vor der Verwilderung errettend beizuspringen, man hatte sie nur in den Koffer gesetzt, um von der geheiligten Person Karls Gefahren fernzuhalten, die ihm möglicherweise hätten drohen können und um mit Karl die Fremden zu schützen, die nach Budapest gekommen waren, Zeugen eines höfisch-nationalen Schauspiels zu sein. Lungern um den Bahnhof einige hundert junge arbeitslose Menschen, so ist das eine Wunde am Volkskörper. Sie zu heilen ist die kapitalistische Mißordnung außerstande, so versucht sie es wenigstens, bei besonders festlichen Anlässen, ihre Schande zu verhüllen. Sie gibt ein Schönheitspflasterchen auf die Wunde, sie sperrt die Lästigen ein. Wieder frei, werden solche junge

Menschen, für die die heilige Wirtschaftsordnung des Kapitalismus nichts übrig hat als Hunger und Prügel, nicht selten Rächer an der Gesellschaft. Wenn sich an die Schöke Bela Kun nach dem Umsturz sofort gerade diese Menschen klammerten und in anarchistischem Zugriff Greuelthaten setzten, die später Kun zur Last geschrieben wurden, und wenn der weiße Terror Horthys auch wieder seine Bestien fand, so waren es vor allem wieder diese Ausgestoßenen, die sich der zweideutigen Rächerrolle charakterlos bald im Dienste des einen, bald in dem des anderen bereit fanden. Alles kann die Gesellschaft von solchen Unglücklichen erwarten, nur nicht, daß sie sich als nützliche Mitglieder in der Gemeinschaft einordnen. Italien hat das gleiche an seinen Faschisten erlebt. Und Oesterreichs und Deutschlands Gegenrevolution hat auch diesen Zug. Was hier sinnfällig wird, ist sonst im allgemeinen verhüllt. Die Kinderarbeit ist im allgemeinen nicht auf dem offenen Markt zu sehen — mehr im Haus, und hier wieder im Hinterhaus. Ihrer Herr zu werden, reichen Gesetze nicht aus. Auch sie wird erst fallen, wenn die kapitalistische Wirtschaftsordnung fällt; sie ist, wenn sie auch in der Industrie schon stark eingedämmt ist, mit dieser grausamen „Ordnung“ untrennbar verknüpft. Der Kapitalismus kann ohne die Kinderarbeit nicht leben und an ihr wird er sterben. Sie ist eine der schlimmsten organischen Krankheiten, an denen er leidet.

Das Arbeitsrisiko des Kindes ist kein kleines, wenn es auch viel schwerer erfassbar ist als die Unfallstatistik der erwachsenen Arbeiter. Da das Kind in der Hinterhauswohnung arbeitet, in nicht erfassbaren Heimbetrieben, ist es als Arbeiter auch nicht registriert, und nur die umfangliche Umfrage, die in den Jahren 1907 bis 1908 in Oesterreich veranstaltet wurde, hat auch darüber einige Aufklärung gebracht. Im übrigen hat diese Umfrage das wahre Bild von der Kinderarbeit gegeben. Es sagt uns, wie untrennbar mit der „heiligen Ordnung“ die Kinderarbeit verbunden ist und wie unmöglich es wäre, die Kin-

derarbeit voll zu erfassen, wenn es selbst Gesetze gäbe, die auf ihre Beseitigung abzielten. Es gibt heute keinen Zweig menschlicher Betätigung im Hause, in der Landwirtschaft, in der Industrie, im Handel und Verkehr, der ohne die Kinderarbeit bestehen könnte. Es sind Hunderttausende von Kindern — allein in Oesterreich —, die täglich regelmäßig Arbeit leisten müssen, um mitzuhelfen, die Wirtschaft ihrer Eltern aufrecht zu erhalten oder um sich selbst den Lebensunterhalt zu verdienen. Alle tun es, nicht weil ihre Eltern so grausam sind, sondern weil ihre Eltern unter einem so grausamen Zwang handeln müssen oder weil die Gesellschaft noch nicht die Kraft hat, sich schützend vor das Kind zu stellen. Wo nähme die auf Polizeigewalt gestützte kapitalistische Ordnung auch die Gendarmen her, die überall einzudringen hätten, wo Kinder arbeiten. Und wie könnte die Gesellschaft Gendarmen schicken, wenn sie nicht zugleich das Brot für die Kinder bereifstelle. Dazu gibt der Räuber Kapitalismus aber nicht die Mittel. Auch von der Erwerbsarbeit wird erst der Sozialismus das Kind befreien. Die sozialistische Wirtschaftsordnung, die nicht das Privateigentum kennt und darum auch nicht den Mehrwert, sie wird die Kinder nur soweit der Arbeit zuführen, als es nötig ist, die Kinder lebensfähig, d. h. zu nützlichen Gliedern der Gemeinschaft zu machen. Sie wird den Kindern nicht Grauen und Furcht vor der Arbeit anerkennen, wie es heute dank der Anarchie in der Produktion geschieht, sie wird sie so in die Arbeit einführen, daß diese ihnen als das erscheint, was sie ist, als das höchste Gut der Menschen, als der Inbegriff alles Lebens, als die einzige Gewähr dafür, daß die Welt fortschreitet in ihrer höchsten Kulturentwicklung, mag es manchmal vorübergehend auch so erscheinen, als sei die ganze Kultur in Gefahr. Das wird freilich nicht die Arbeit des Schachtelmacherbuben sein, der bis zur Bewußtlosigkeit Holzring um Holzring kleben muß, und auch nicht die Arbeit der Perlenaufreißer, die in den Dörfern um Gablonz in der Stube der „Lampendrücker“ anzutreffen sind, der Glasdrücker, die sich die Glasstange an einer Stichtlamme

druckweich machen und sie dann unter die Formzange bringen, mit deren Hilfe aus der druckweichen Stange Posamenterieperlen gedruckt werden. Die Perlen haben dann die Kinder auf Schnüre aufzureihen. „Die Arbeit des Anreihens oder Auffädels der kleinen durchlochten Steinchen mannigfachster Form ist“, so ist es in dem Buche: *Mag Winter, Zwischen Iser und Neisse* (Wien 1900, Volksbuchhandlung Ignaz Brand) geschildert, „fast ausschließlich Frauen- und Kinderarbeit.“ Den zweiten Tisch in jeder Lampendruckerstube nehmen die Anreiherrinnen ein. Längs der Wände ziehen sich gewöhnlich Bänke, die zur Nachtzeit wohl auch als Liegestatt für die armen Menschen dienen, die 15 bis 17 Stunden gearbeitet haben. Auf diesen Bänken — vor sich den Tisch — sitzen die Anreiherrinnen. Entweder auf dem Tisch aufgehäuft oder vor sich im Schoß haben sie einen Haufen von Posamenterieperlen. In der rechten Hand, eingeklemmt zwischen Daumen und Zeigefinger, halten sie sächerförmig ausgebreitet zehn bis zwölf etwa fünfzehn Zentimeter lange dünne Nadeln, mit denen sie so lange in den Haufen schwarzer Glasperlen stechen, bis sich an den Nadeln genügend Perlen angereicht haben. Dann streifen sie die Steinchen auf die in den Dosen hängenden Baumwollfäden. Dieser mechanischen Tätigkeit muß die Anfädlerin 15, 16, 17, ja selbst 18 Stunden im Tage obliegen, wenn sie nur einige Kreuzer verdienen will. Der höchste Preis, der für das Anfädeln von tausend Duzend — das ist in diesem Falle die Einheit — gezahlt wird, ist nach meinen Erhebungen 11 Kreuzer. Der gewöhnliche Preis ist 10 Kreuzer. Ich habe auch Arbeiterinnen angetroffen, die $4\frac{1}{2}$ Kreuzer für das Anreihen von 1000 Duzend bekommen. Das war allerdings ein Ausnahmefall wahnwitzigster Ausbeutung.

Wie viele tausend Duzend können flinke, nimmermüde Anfädlerinnen nun fertigbringen? Das richtet sich nach dem Material. Sind die Löcher der Steinchen verstopft, dann muß die Anfädlerin froh sein, wenn sie im Tag — darunter sind immer 15 bis 18 Stunden zu verstehen — zehn Bund, also tausend Duzend, fertigbringt. Ist die

Ware gut, dann kann sie bis zu fünfundzwanzig und selbst dreißig Bund im Tage ansädeln. Den häufigsten Lohn von 10 Kreuzer angenommen, kann sie also 10 bis 30 Kreuzer im Tag verdienen. Die Anfädlerinnen des Lieferanten Tomesch aus Laban arbeiten „nur einen halben Tag“, das sind nach ihrer Angabe zwölf Stunden. Sie haben großlochige Perlen aufzufädeln. Davon können sie in dieser Zeit fünfundzwanzig Bund, also 2500 Duzend, fertigmachen. Das Tausend zu $4\frac{1}{2}$ Kreuzer gerechnet, heimfen sie also für zwölfstündige Arbeit einen Lohn von $11\frac{1}{2}$ Kreuzer ein — sie bekommen also für die Stunde rastloser Tätigkeit nicht einmal einen Kreuzer.

„Die in diesem Zweige der Lampenarbeit verwendeten Kinder sind ungezählt. Wo es Kinder gibt — und wo an solchen Elendstätten gäbe es nicht Kinder! — da werden sie von ihren Erzeugern rücksichtslos zu dieser Arbeit herangezogen. Das Lampenarbeiterkind hat kein Recht auf Jugend. Gleich dem Kinde des schlesischen Webers ist es ausgeschloffen von allen Freuden der Kinderzeit, und selbst den unschuldigsten. Wie das Weberkind frühzeitig am Spulrad sitzen muß, so muß das Lampenarbeiterkind die Druckperlen ansädeln, die sein Vater erzeugt. Mag draußen die Sonne locken so viel sie will — das Lampenarbeiterkind lockt sie nicht heraus zu toller Luft. Es muß in der heißen, verpesteten Stube sitzen und ansädeln und ansädeln, bis es schlaftrunken zusammenknickt.“

„Daß die Kinder arbeiten müssen, ist eine so in das Gedankenleben dieser armen Menschen übergegangene Sache, daß mir ein Lampendrucker, der kaum mehr genug Erdäpfel verdiente, auf die Frage: Warum er denn unter solchen Umständen überhaupt arbeite, die Antwort gab: „Wenn ich nicht arbeitete, hätten ja die Kinder nichts zu tun.“ In Hüntirschow traf ich ein so armes Kind, das Ueberarbeit und andauernder Hunger so herabgebracht hatten, daß es an dem sogenannten „Nachtschatten“ litt. Das Kind verliert von Zeit zu Zeit seine Sehkraft. Da gibt es dann nur eine Medizin, gute, kräftige Nahrung. Wo-

her nehmen und nicht stehlen! Aber nicht alle Lampenarbeiter lassen ihre Kinder anreihen. Sie schicken sie auch „betteln“. „Der Bettler hat ein viel besseres Leben als die Arbeiter,“ sagte ein Lampenarbeiter zu mir. Er hat Recht. Bekommen die Kinder auf ihren Bettelgängen gleich nur Knödelwasser geschenkt, sind sie dennoch besser daran, als säßen sie daheim beim Anreihen. Mehr als Knödelwasser und Brot können sie daheim auch nicht verdienen. So sind also im Lampendruckerland jene Eltern noch die Vernünftigeren, die ihre Kinder betteln schicken. Ein Staatsorganismus aber, der solchen grauenhaften Zuständen kein Ende machen kann, ist faul und schlecht — eine Gesellschaftsordnung, die solche Zustände nicht nur billigt, sondern schafft, ist eine unsittliche, eine barbarische, selbst dann, wenn einzelne Mitglieder dieser Gesellschaft sich der von ihren Eltern mißhandelten Kinder annehmen und Kinderschutz- und Rettungsgesellschaften gründen. In der Lampendruckergegend gibt es kein einziges Arbeiterkind, das nicht schon in zartester Jugend entsetzlichen Qualen ausgesetzt wäre, Qualen, die nicht durch die Schuld der Eltern heraufbeschworen wurden, sondern durch den menschen- und kindermordenden Kapitalismus. Hier ist das Zutodemarkern der Kinder Massenerscheinung!

„Die Hausmutter im Lampendruckerdorf muß eine gute Rechnerin sein, sonst könnte gar zu leicht an einem Tage aufgeessen sein, was für sieben reichen muß: Früh Zichorienkaffee, Mittag geriebene Erdäpfel oder Wasseruppe oder Saueruppe, abends wieder Zichorienkaffee; zu jeder Mahlzeit Brot und der alltägliche Tisch ist gedeckt. In einem Hause treffen wir neun Personen: Drücker, Anreiherrinnen und einen Schieferbrucharbeiter. Alle sind fähige Menschen. Ihr „Lieblingessen“ muß Saueruppe sein, das ist in Wasser gelöster Sauerkeig. Eine der Frauen rechne mir vor: ein Pfund Schwarzmehl kostet 4 Kreuzer (7 Pfennig), von einem Pfund bekommt sie sechs Portionen Suppe. Ein Teller Suppe samt Erdäpfeln kostet sie alles in allem 4 Kreuzer. Dazu ein Stück

Brot, und der Hungrige muß satt sein. Heute haben sie große Reinigungsarbeit. Es geht schon auf Mittag und ich sehe kein Feuer im Herd. Ich frage, wann sie kochen werden. Da lacht das hochschwängere Weib vor mir auf und sagt: „Heute nichts. Wir haben keine Zeit.“ Das Lachen der einen teilt sich bald allen mit. Sie finden es so ungeheuer komisch, daß sich einer um ihre Lebensverhältnisse kümmert. Lachend erzählen sie mir von ihrem übrigen Elend. Sie haben sich Erdäpfel zum Sezen gekauft. „Davon,“ sagt die Aelteste, „müssen wir ein paar stehlen und kochen“. Dann reibt sie sich mit der flachen Hand den Bauch und endet: „Wir tun's in den Bauch hineinsetzen“. Dieser Wiß ruft ungebundene Heiterkeit hervor.

Ich wende mich der Schwangeren zu: „Diese Kost kann kaum genügen, Sie zu erhalten, wie erst können Sie das Kind im Mutterleib ernähren?“ — „Das Kind kommt halt schwach zur Welt,“ sagt sie gleichgültig. „Mir sind schon zwei gestorben.“ — „In welchem Alter?“ — frage ich. — „Das eine war drei Wochen, das andere elf Wochen alt. Ich bringe kein Kind vorwärts.“ Auch die Erinnerung daran läßt sie gleichgültig. Im gleichgültigen Stumpfsinn nimmt sie diese Tafsache hin, und als mein Dolmetsch hinzufügt, daß nur wenige Kinder das erste Jahr überleben, bestätigt sie diesen Erfahrungssatz mit Kopfnicken.

In anderen Behausungen habe ich nicht so viel Gleichgültigkeit getroffen. Da klagt eine Militaristenfrau über das miserable Leben, das sie führen müsse. Wenn sie nicht eigene Erdäpfel hätte, wüßte sie nicht, wovon sie und ihr jezt vaterloses Kind leben könnten. Die Ausgabe für die Milch kommt sie hart an, aber da hat die Not einen Ausweg geschaffen. „Wenn ich Geld habe, so kaufe ich Milch, wenn nicht, so trinken wir schwarzen Zichorienkaffee allein.“ Die Frau zahlt für ihre Stube und ein Stück Feld 40 Gulden Jahreszins. Diese Ausgabe ist ihr die wichtigste, da verzichtet sie lieber für sich und ihr Kind auf den Nährzusatz im Zichorienkaffee. Es geht ohne Milch auch, weil es das Elend so will.

Die Wochenrechnung einer Hausmutter, die sieben Personen um vier Gulden in der Woche beköstigen muß, stellt sich im Sommer wie folgt:

1 Kilo Zucker	—40 Gulden
2 Kilo Mehl	—36 Gulden
7 Laib Brot à 24 Kreuzer	1.68 Gulden
$\frac{1}{2}$ Kilo Salz	—07 Gulden
$\frac{1}{8}$ Kilo Kaffee	—20 Gulden
Speck und Talg (als Speisefett)	—20 Gulden
$\frac{1}{2}$ Zentner Kohle	—42 Gulden
Seife, Buttermilch, Zündhölzer usw.	—20 Gulden

Zusammen: 3.53 Gulden

Im Winter muß die Frau außerdem noch einen Liter Milch täglich kaufen. Das sind, der Liter zu 8 Kreuzer, 56 Kreuzer in der Woche, so daß also sieben Personen eine Woche lang um 4 Gulden 9 Kreuzer verköstigt werden. Im Sommer verwendet die Hausfrau diesen Rest von 50 Kreuzer zum Ankauf von Eiern, Gries, Erbsen, Reis, Fischen usw. Das ist die beste Zeit der sieben Menschen, die zusammen für die Stillung des Magens trotz harter Arbeit nicht mehr als 4 Gulden in der Woche aufbringen. Sonst essen sie Erdäpfel, Erdäpfel und wieder Erdäpfel, denn diese bauen sie selbst. Nach dieser Richtung stellt sich also der Wert der Tagesmahlzeiten für eine Person auf acht Kreuzer. Damit soll die Kraft ersetzt werden, die bei 15- bis 18stündiger Arbeitszeit aufgebraucht wird. Fleisch kommt nur dreimal im Jahre auf den Tisch, zu den großen Feiertagen, und dann für sieben erwachsene Personen $\frac{3}{4}$ Pfund Siedefleisch, das 21 Kreuzer kostet.

„Dieses Beispiel ist kein vereinzelt. Wo immer man bei einem Lampendrucker einkehrt, dort findet man als Hauptmahlzeit die geriebenen Erdäpfel, eine klebrige, kleisterartige Suppe von widerlichem Geschmack.“

Zu dem Schlimmsten vom Schlimmen zählt die geistlose Eintönigkeit solcher Kinderarbeit. Die Anreiherrinnen müssen immer wieder in den Häusen von Glasperlen

vor sich stoßern, sowie die Blumenmacherkinder immer wieder dieselbe Handbewegung machen, dieselben Stengel mit grünem Papier umwinden, dieselben Rosen oder Nelken, immer Blatt an Blatt fügen müssen, oder wie die Nüsseausschläger, die Bonbonwickler, die Spuler in der Webstube, die Spielzeugmacher im Erzgebirge, die Bast- und Schilfflechter, die Kinder, die Hemdknöpfe auf die Kartons nähen müssen und worin immer die tausend niederen Dienste bestehen, zu denen man die Kinder mißbraucht. Solche Arbeit kann den Kindern nicht als Inbegriff alles Schönen und Geistigen erscheinen, solche Arbeit muß sie abstoßen und ihnen die Arbeit schließlich als eine Teufelserfindung erscheinen lassen. Die Kinder aber vor die große Arbeit des vielgestaltigen Lebens führen und sie nun den Gebrauch der verschiedenen Rohstoffe und den Gebrauch der verschiedenen Werkzeuge zu lehren, sie selber aufbauen lassen — das ist etwas ganz anderes, das wird der Arbeit ihre Apostel sichern und letzten Endes jedem Menschen den richtigen Platz im Getriebe. Vor allem aber wird es die Fesseln der Lohnsklaverei sprengen, die heute noch fälschlich als Arbeit bezeichnet werden, und die sich mit verwundender Schärfe tief in das Fleisch unserer Kinder eingraben.